



Für die Klassik im Kino war 1985 das bislang beste Jahr. Bei der Oscar-Verleihung konnte „Amadeus“, Miloš Formans zwar recht freie, aber großartig inszenierte Filmbiografie über Wolfgang Amadeus Mozart, bei elf Nominierungen acht Preise gewinnen, darunter den für den besten Film. Ein Erfolg, der sich bis heute nicht wiederholen konnte, jedenfalls nicht für einen Film, der die klassische Musik zum Thema hat. Wobei man sagen muss: Viel Potenzial hat es seitdem auch nicht gegeben. Zwar liebt Hollywood Musicals wie „Chicago“ (2002) oder Musikfilme wie „Walk the Line“

(2005) über Johnny Cash und zeichnet die regelmäßig bei den Oscars aus. Die Klassik spielt hingegen kaum eine Rolle. Und wenn sie in den vergangenen Jahren schon Gegenstand von Filmen war, dann war das Ergebnis meist von mittelmäßiger Qualität.

Unterhaltsam, aber fern jeder Realität war zum Beispiel „Das Konzert“ (2009), in dem ein ehemaliger Dirigent, der als Putzmann sein Dasein fristet, sein altes Orchester zusammenrommelt, um in Paris Tschai-kowskys Violinkonzert aufzuführen. Ebenfalls recht weit von der Musikgeschichte entfernte sich auch „Klang

der Stille“ (2006), in dem eine von Diane Kruger dargestellte Kopistin auf den ertaubten Ludwig van Beethoven trifft. Einzig „Farinelli“, der das Leben des berühmtesten Kastraten des 18. Jahrhunderts nacherzählt, kam annähernd an die Qualität von „Amadeus“ heran. Der Film wurde denn auch bei den Oscars 1995 als bester fremdsprachiger Film nominiert und trug maßgeblich zur neu entflammten Popularität von Countertenören bei.

Es war ausgerechnet der Streaming-Riese Amazon Prime, der die Klassik 2014 für ein breites Publikum wiederentdeckte. Die Serie „Mozart in the

Großes Kino

Angelina Jolie als Maria Callas in „Maria“

„Jungle“ begleitet eine junge Oboistin auf ihrem Weg, einen Platz in einem New Yorker Orchester zu bekommen. Neben allerlei Problemen, die das Leben einer Musikerin so mit sich bringt, bekommt sie es dabei auch mit dem neuen, impulsiven Chefdirigenten zu tun (für den ganz offensichtlich Gustavo Dudamel Pate stand). Wenn auch natürlich überzeichnet, gab „Mozart in the Jungle“ doch einen halbwegs realistischen Einblick in den Alltag eines Orchesters und brachte es – trotz des scheinbaren Nischenthemas – auf vier erfolgreiche Staffeln.

Das Kino aber hielt sich lange zu-

rück, von regelmäßigen Konzert- und Opernübertragungen aus der Metropolitan Opera oder der Berliner Philharmoniker, die schon seit einigen Jahren recht erfolgreich auf der großen Leinwand laufen, einmal abgesehen. Bis jetzt! Allein Anfang dieses Jahres waren mit „Boléro“ über Maurice Ravels Orchesterstück, „Die leisen und die großen Töne“ über einen an Leukämie erkrankten Stardirigenten sowie mit der Callas-Biografie „Maria“ von Pablo Larraín gleich drei Spielfilme parallel im Kino zu sehen, die sich auf unterschiedliche Weise in der Welt der klassischen Musik be-

Die Welt der **klassischen Musik** spielte **im Kino** lange Zeit nur eine untergeordnete Rolle. Das hat sich geändert mit Filmen wie „Maestro“, „Tár“ und „Maria“

Von Simon Chlosta

wegen. Besonders Letzterer stand im Fokus der medialen Aufmerksamkeit, nicht nur wegen der Hauptdarstellerin Angelina Jolie, sondern weil mit Maria Callas die wohl berühmteste Opernsängerin aller Zeiten erstmals zum Gegenstand einer großen Hollywood-Produktion wurde.

„Maria“ begleitet die Sängerin durch ihre von Tabletensucht und Stimmverlust gezeichneten letzten Tage in ihrer Wohnung in Paris. Rückblenden zeugen von umjubelten Bühnenauftritten der Vergangenheit und von ihren mitunter schwierigen Beziehungen zu Männern wie Aristoteles Onassis und Giovanni Battista Meneghini. In der Gegenwart ist von dem einstigen Glanz jedoch nicht mehr viel zu sehen und noch weniger zu hören. Zwar arbeitet die Callas an ihrem Bühnen-Comeback, doch beim täglichen Gesangstraining versagt ihr wieder und wieder die Stimme. Soziale Kontakte pflegt sie nur noch zu ihrer Haushälterin und ihrem Butler, der ihre divenhaften Schikanen geduldig erträgt.

Obwohl es um die Oper geht, ist „Maria“ ein eher ruhiger Film geworden. Er handelt mehr von der inneren Zerrissenheit und den Verlustängsten der Sängerin als von ihrer Kunst. Dennoch bleibt die Hauptfigur erstaunlich blass, was vor allem daran

ÜBER DEN TELLERRAND

liegt, dass das Drehbuch zu klischeehaften Phrasen über die Oper neigt. Diese Künstlichkeit passt zwar irgendwie zur Gattung, von der Person Maria, von der ja der Titel spricht, erfährt man so allerdings nur wenig. Es ist trotzdem sehenswert, wenn am Ende des Films in einer von Jolie eindrücklich gespielten Szene Kunst und Leben verschmelzen: Kurz vor ihrem Tod singt Maria Callas ein letztes Mal die Arie „Vissi d'arte“ aus Puccinis „Tosca“, die zeitlebens so etwas wie ihr Bravourstück war. „Ich lebte für die Kunst, lebte für die Liebe“, heißt es darin. Das galt für die Figur Floria Tosca, noch mehr aber für ihre berühmteste Interpretin.

Einen ganz anderen dramaturgischen Ansatz als „Maria“ wählte Bradley Cooper für seinen Film „Maestro“ (2023), der das Leben von Leonard Bernstein über einen deutlich größeren Zeitraum chronologisch nacherzählt. Cooper, der auch Regie führte und das Drehbuch schrieb, verkörpert Bernstein von dessen sensationellem Karrierestart im Alter von 25 Jahren, als er bei einem Konzert

Leonard Bernstein, 1971

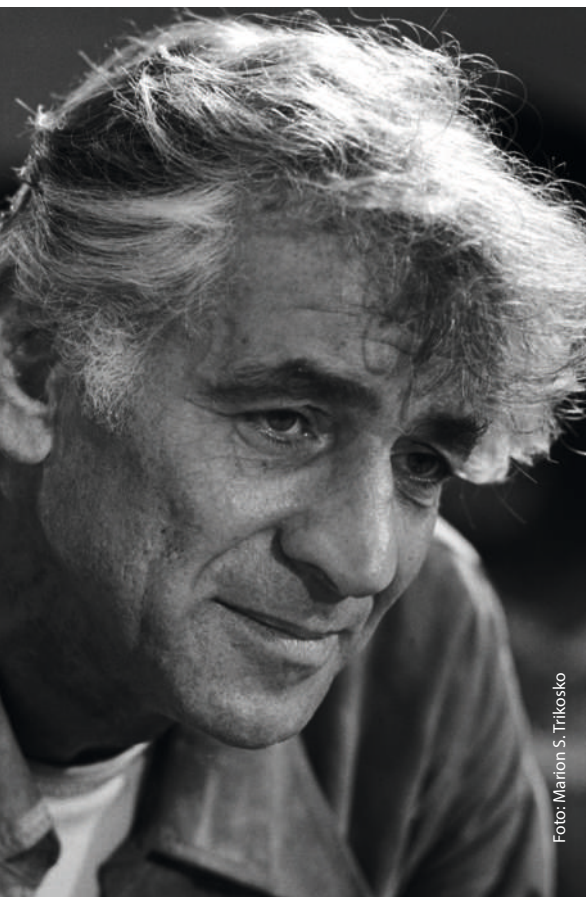


Foto: Marion S. Trikosko



Foto: Kristin Callahan/Everett Collection/Picture Alliance

Bradley Cooper als Leonard Bernstein in „Maestro“

des New York Philharmonic für den erkrankten Bruno Walter einsprang, bis zu den letzten Lebensjahren des gealterten Künstlers. Das Haar- und Make-up-Team hat hier ganze Arbeit geleistet, die Ähnlichkeit Coopers zu Bernstein ist – auch dank einer vorab viel diskutierten Nasenprothese – wirklich verblüffend.

Doch von diesen Äußerlichkeiten einmal abgesehen, vermag „Maestro“ nicht zu überzeugen. Außer von einzelnen Szenen, darunter eine von Cooper alias Bernstein dirigierte Aufführung von Gustav Mahlers „Auferstehungssinfonie“, bleibt am Ende jedenfalls wenig hängen. Nicht nur wirken die einzelnen Stationen aus Bernsteins Leben gerade zu Beginn zusammenhangslos aneinandergereiht – eine Falle, in die viele Filmbiografien laufen. Es ist vor allem die Entscheidung, den Fokus der Geschichte über weite Strecken hinweg auf Bernsteins Ehefrau Felicia Montealegre zu legen, wodurch „Maestro“ seinen roten Faden verliert. Die Schauspielerin, die früh an Krebs starb, hätte einerseits einen eigenen Film verdient. Andererseits ist die wiederholte Zuschaustellung von Bernsteins Affären mit jungen Männern, an der die Ehe schließlich zerbricht, auch schnell auserzählt.

„Maestro“ gelingt auf diese Weise kaum, ein Gefühl von der Größe und dem Genie seiner Hauptfigur

zu vermitteln. Wer den Namen Leonard Bernstein vorab noch nie gehört hat, wüsste auch im Anschluss nicht, warum er eine der bedeutendsten Künstlerpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts war. Als ultimative Filmbiografie taugt „Maestro“ daher eher nicht.

Erstaunlicherweise schafft genau dies ein Film, der keine reale Person porträtiert: „Tár“ von Todd Field (2022). Das Drama dreht sich um die US-amerikanische Dirigentin und Komponistin Lydia Tár (Cate Blanchett), die als Chefdirigentin der Berliner Philharmoniker zu den erfolgreichsten Klassikstars der Gegenwart gehört. Doch als Mails auftauchen, die auf ihre Mitschuld am Selbstmord einer ehemaligen Teilnehmerin ihres Mentoring-Programms schließen lassen, geraten sowohl ihre Karriere als auch ihre Beziehung zur Konzertmeisterin des Orchesters (Nina Hoss) ins Wanken.

Obwohl rein fiktional, ist „Tár“ wie ein Biopic angelegt. Eine lange Szene während einer Podiumsdiskussion lässt die Zuschauer gleich zu Beginn tief in das Leben und die Karriere der Protagonistin eintauchen. Auch danach gibt es zahlreiche Anknüpfungspunkte zur realen (Klassik-) Welt, die geschickt mit der Filmhandlung verwoben sind. So wird Lydia Tár als Schülerin von Leonard Bernstein eingeführt, das Traditions-

label Deutsche Grammophon arbeitet an einer Mahler-Aufnahme mit ihr (und hat passenderweise auch den Soundtrack des Films produziert), und bei dem zu Beginn auftretenden Moderator handelt es sich um den US-amerikanischen Schriftsteller Adam Gopnik, der sich selbst spielt.

Was „Tár“ ausmacht, sind jedoch nicht unbedingt diese Anspielungen, über die sich vor allem Klassik-Insider freuen dürften. Es sind die vielen unterschiedlichen Ebenen – von einem durchaus realistischen Einblick hinter die Kulissen des Musikbetriebs über Themen wie #MeToo, Machtmissbrauch und Cancel Culture (die in diesem Fall an einer Frau durchgespielt werden) bis hin zu kulturphilosophischen Fragen – die klug miteinander verbunden werden und den Film auch für den „normalen“ Kinogänger interessant machen. Vielleicht ist „Tár“ aber auch deshalb so überzeugend, weil sich die Hauptfigur eben nicht mit einer historischen Figur messen lassen muss und man sich so als Zuschauer

ganz auf ein neues Universum einlassen kann.

Doch woher kommt das wiederentflammte Interesse an Klassikthemen im Kino, wenn man von Jubiläen wie dem hundertsten Geburtstag von Maria Callas oder dem 150. Geburtstag von Maurice Ravel einmal absieht? Zunächst einmal liegt es auf der Hand, dass Musik – egal ob Klassik oder nicht – zuverlässig Emotionen liefert. Selbst wer sonst nicht in die Oper geht, kann sich von einer von Angelina Jolie beziehungsweise Maria Callas gesungenen Arie hinreißen lassen. Zugleich sind Persönlichkeiten wie Bernstein und Callas (und auch die fiktive Lydia Tár) geradezu prädestinierte Filmhelden, handelt es sich doch um Menschen, deren Genialität einen als Zuschauer unmittelbar fesselt, deren Makel sie aber zugleich auch menschlich und nahbar erscheinen lassen. Und nicht zuletzt zeigt der Erfolg der genannten Filme, dass es dafür auch ein Publikum gibt. Die Welt der Klassik ist offenbar nicht so nischig, wie manche das gern glauben.

Zum Abschluss noch ein kleiner Ausblick: Bereits abgedreht ist „The Yellow Tie“, in dem John Malkovich Sergiu Celibidache verkörpert. Ersten Bildern zufolge wird der Film, ähnlich wie „Maestro“, das gesamte Leben des legendären rumänischen Dirigenten nachzeichnen. Dass Celibidaches Sohn Serge Ioan die Regie übernommen hat, lässt auf ein möglichst authentisches Ergebnis hoffen; ein Startdatum ist allerdings noch nicht bekannt. Darüber hinaus hat die US-amerikanische Schauspielerin und Sängerin Da’Vine Joy Randolph Interesse bekundet, das Leben der Sopranistin Leontyne Price zu verfilmen, die als erste Schwarze an der Mailänder Scala eine Hauptrolle singen durfte. Der hundertste Geburtstag der Sängerin, die zurückgezogen in New York lebt, wäre 2027 ein guter Anlass.

Ob Realverfilmung oder rein fiktiv, die Welt der Klassik hält noch genug packende Stoffe bereit, man muss nur danach greifen. Filme wie „Maria“, „Tár“ und „Maestro“ sind ein guter Anfang. **IT**

Cate Blanchett als Lydia Tár in „Tár“

